

„Das Heim war eine Instanz, ein fürsorgliches, gar **liebevolles Elternhaus** ersetzte es nicht“

Das Leben in den 50er- und 60er-Jahren im Heim der Ludwigsburger Karlshöhe war für viele Kinder ambivalent. Seelischer, auch körperlicher Gewalt standen positive Lebenserfahrungen gegenüber. Viele fühlten sich ein Stück weit angenommen. Ein Gefühl, das ihnen oft in der Familie versagt blieb.

► Sie waren Scheidungswaisen, Flüchtlinge, kamen von alleinerziehenden Eltern oder aus zerrütteten Familien der Nachkriegszeit. Oft hatten sie Gewalt, Misshandlungen und Vernachlässigungen erfahren. Einige kamen, weil die Eltern arbeiten mussten und diese hofften, eine „gute Bleibe“ für ihre Kinder gefunden zu haben. Auch kleinste Auffälligkeiten genügten, damit Jugendämter Kinder von ihren Eltern trennten und die Freiwillige Erziehungshilfe oder Fürsorgeerziehung anordneten. Oft war die so genannte „Verwahrlosung“ der Grund. „Er war jedoch nirgends klar definiert und unterlag stets einer subjektiven Interpretation“ (F. Schröppel, Diplomarbeit, S. 12). Doch im Heim fühlten sich viele Kinder allein, minderwertig, ungewollt. Gleichzeitig haben sie Ausflüge und Geselligkeit genossen, Erzieher, mit denen sie sich verstanden, und teilweise auch die christliche Ausrichtung des Heimes in guter Erinnerung.

Obwohl die Gründer der Karlshöhe die Förderung des einzelnen Kindes als oberste Priorität gesetzt hatten, spürten ihre Zöglinge in der Nachkriegs- und Wirtschaftswunderzeit wenig davon. **Was zählte, war Ordnung:** Disziplin, ein geregelter Tagesablauf der Gruppe, der man als Kind zugeteilt war. Es gab große Gruppen mit 16 bis über 20 Kinder und nur einem Haupterzieher und einer Hilfskraft. Eine Heimschule statt einer Teilnahme an öffentlichen Schulen. Werktägliche Arbeitseinsätze in der Landwirtschaft, den Obstplantagen und auf dem

Heimgelände. Geschwister wurden auseinandergerissen und hatten – obwohl im selben Heim – kaum Kontakt zueinander. Als sich ein Pädophiler nachts in den Schlafsaal der Jungen schlich, immer dann, wenn der Erzieher nicht da war, und Kinder missbrauchte, wurde schnell reagiert. Die Polizei wurde eingeschaltet, der Mann verhaftet. Aber mit den missbrauchten Jungen sprach niemand. Keine Zuwendung, kein Zuhören, nichts.

Das Heim war eine Instanz, die sich um das körperliche Wohlergehen ihrer Schützlinge bemühte, ein fürsorgliches, gar liebevolles Elternhaus konnte es nicht ersetzen. Auch was das **Erziehungskonzept** anging, unterschied sich das der Karlshöhe nicht von dem der damaligen Gesellschaft, die meinte: Kinder müssen spüren,

aus ihnen soll ja mal was werden. Ohrfeigen und Schläge gab es damals ebenso in den Schulen wie im Elternhaus. Warum sich die christliche Einrichtung mit ihrem hohen Ziel – Förderung des Einzelnen – dem Zeitgeist nicht entziehen konnte, dafür gibt es auch heute letztlich keine endgültige Erklärung. Was es gibt und was die Karlshöhe vorangetrieben hat: eine Projektgruppe, die sich mit den Ereignissen der Zeit auseinandersetzt. Und: eine Erklärung der Stiftung, in der sie sich zu den Geschehnissen von damals bekennt und die ehemaligen Heimkinder um Verzeihung bittet. Für die Heimkinder ein wichtiges Signal. Denn ehemalige Kinder und Erzieher wollen sich heute ohne Bitterkeit begegnen.

Susanne Siebel



[1] Arbeitseinsätze in der Landwirtschaft waren für die Heimkinder der 50er- und 60er-Jahre normal. Zwei bis dreimal in der Woche halfen die Kinder in der Landwirtschaft oder in den Obstplantagen mit.

„Kinder müssen uns etwas wert sein“

**Pfarrer Frieder Grau, Vorstandssprecher und Theologischer Leiter der Karlshöhe, sowie
Pressesprecher Diakon Jörg Conzelmann im Interview mit Susanne Siebel.**

► *Wie ist das Thema Gewalt gegen Heimkinder an der Karlshöhe bekannt geworden?*

Jörg Conzelmann: Wir haben uns 2007 entschieden, dieses Thema öffentlich zu machen. Auslöser waren die Schilderungen des ehemaligen Heimkinds Wolfgang Bahr, der von seiner alleinerziehenden Mutter zusammen mit seinem Bruder auf die Karlshöhe gebracht wurde, da sie den Erziehungsanforderungen nicht mehr gerecht werden konnte. Wir haben die Erlebnisse Bahrs in unserer Mitarbeiterzeitung „Karlshöher Mitteilungen“ schon 1997 veröffentlicht. Mit dem Thema systematisch auseinandergesetzt hat man sich vorher nicht. Seit rund 25 Jahren besteht ein Kreis Ehemaliger aus Heimkindern und Erziehern, die sich jährlich treffen. Von ihnen kam auch der Anstoß zur Projektgruppe.

War es für die Karlshöhe schwer, das Thema öffentlich zu machen?

Conzelmann: Das Thema öffentlich zu machen, ist uns nicht leichtgefallen. Weil uns klar war, was wir auslösen. Andererseits gehört es zu unserer Tradition, auch unangenehme Themen offen anzugehen.

Was für ein Bild zeichnete die Gesellschaft der 50er- und 60er-Jahre von den Heimkindern?

Frieder Grau: Dass diese Kinder verwaist waren. Und es wurde verlangt: Diese Kinder müssen spüren, aus denen soll mal was werden. Für

das Stigma Verwaistung genügte damals schon, dass ein Kind unehelich geboren war. Oder ein 14-jähriges Mädchen einen Jungen küsste. Schnell wurden die Kinder ins Heim gesteckt.

Conzelmann: In erster Linie waren staatliche Stellen bei einem so genannten „Fehlverhalten“ von Kindern oder Eltern verantwortlich für die Einweisung in Heime. Das ging damals schnell.

Die Karlshöhe hat als erste Einrichtung in Süddeutschland das Thema Gewalt in Heimen öffentlich gemacht. Dennoch: Geschehen ist dies in den 50er- und 60er-Jahren. Warum wurde erst Jahrzehnte später darüber gesprochen?

Grau: Das ist eine grundsätzliche Erfahrung, die sich auch hier bestätigt. Bestimmte heikle Themen brauchen einen gewissen historischen Zwischenstand, bis sie bearbeitet werden können. Man hat das bei der Aufarbeitung des Dritten Reiches in unserem Land gemerkt. Und man merkt es auch beim Thema Gewalt in Familien. Oft brechen erst nach Jahren oder Jahrzehnten entsprechende Erfahrungen auf. So war es bei uns auch. In vielen der ehemaligen Heimkinder haben diese Zwiespältigkeiten – es waren ja nicht nur schlechte Erfahrungen – über Jahrzehnte geschlummert. Bis sie eines Tages langsam, Stück für Stück oder auch eruptiv aufgebrochen sind. Übrigens auch bei mir selbst. Es war ein Prozess, sich dieser Vergangenheit zu stellen. Ein Prozess, der nicht linear,

[2]

Diakon Jörg Conzelmann,
Pressesprecher der
Karlshöhe Ludwigsburg

[3]

Pfarrer Frieder Grau,
Vorstandssprecher und
Theologischer Leiter der
Karlshöhe



[2]



[3]

sondern auch mit der starken inneren Spannung und eigenen Erinnerungen verläuft. So erinnerte ich mich an meine Tätigkeit als Praktikant in einer Jugendhilfeeinrichtung in Hamburg Ende der 60er-Jahre. Damals habe ich Heimkinder aus Einrichtungen „befreit“. Heute sage ich aber: Das konnte schon damals keine Lösung im Interesse dieser Kinder sein.

Ob in Heimen, in Schulen oder in Familien. Damals wurden Kinder geschlagen. Das Erziehungskonzept der Karlshöhe war also konform zu dieser Zeit?

Grau: Ja. Nachdem wir an die Öffentlichkeit gegangen sind und das Thema stark von den Medien aufgegriffen wurde, habe ich zahllose Anrufe erhalten wie „Mir ging es noch viel dreckiger in der Familie“. Und dann kamen familiäre Erfahrungen ans Tageslicht, die denen der Heimkinder in nichts nachstanden. Ich will das nicht vergleichen, denn ein Heimaufenthalt war für diese Kinder von vornherein belastender als die Familie.

... weil man in der Familie zu Hause wenigstens ein Elternteil hatte, das für einen da war ...

Grau: Ja. Auch in Familien gab es diese grenzenlose Einsamkeit, von der Heimkinder berichtet haben. Trotzdem ist es eine andere Situation.

„Die individuelle Entwicklung der einzelnen Zöglinge und deren Pflege ist die Hauptsache...“ Zwar stand in dieser Tradition Wicherns die Heimerziehung der Karlshöhe, orientiert hat man sich an den Bedürfnissen des einzelnen Kindes aber nicht. Warum?

Grau: Was ein Diakonenschüler und Praktikant der 60er-Jahre dazu sagte, stimmt nachdenklich: „Wir hatten am Vormittag Unterricht in diakonischer Theologie, in Psychologie und Pädagogik. Wir studierten Wichern. Wir wären aber nicht auf die Idee gekommen, dass die Inhalte dieses Unterrichts etwas zu tun haben mit dem Alltag der Heimerziehung vor und nach dem Unterricht.“ Der Alltag damals war stärker von den Zwängen und Ideologien der Nachkriegszeit und deren Erziehungspraxis bestimmt als von christlich-pädagogischen Grundsätzen. Außerdem fehlten schlicht und ergreifend die finanziellen Mittel, um eine individuelle Betreuung nach heutigem Verständnis zu ermöglichen.

Warum konnte gerade in einer christlichen Einrichtung ein „Liebe deinen Nächsten“ nicht abhalten, diesem Zeitgeist nachzugeben?

Grau: Ich kann eine Antwort versuchen. Ich bin felsenfest davon überzeugt: die Erzieher wollten das Beste für die Kinder. In einer späteren Phase des Aufarbeitungsprozesses haben wir die ehemaligen Erzieher eingeladen und einbezogen. Und wir haben gemerkt, dass diese in einer ganz, ganz schwierigen „Sandwichsituation“ ihre pädagogische Arbeit zu leisten hatten: Zwischen den Kindern und zwischen der Institution und

Gesellschaft. Die gesellschaftliche Norm hat von ihnen Dinge verlangt, die sie primär gar nicht machen wollten. Nämlich für Ordnung, für Disziplin zu sorgen. Die Gruppe sollte funktionieren. Das erwartete die Gesellschaft von der Heimerziehung und den Erziehern. Ziel war, aus den Kindern ordentliche Menschen zu machen. Das haben auch viele Erzieher gesagt: „Wir haben gesehen, so wie die Kinder sich verhalten, bekommen sie nie eine Lehrstelle.“ Und so dachte man damals, man könne, durch begrenzten Einsatz von Gewalt, die Kinder so weit bringen, dass sie ordentliche Menschen werden. Das war Teil eines Erziehungskonzeptes, das eine lange gesellschaftliche Tradition hatte, auch im christlichen Bereich. Man muss auch berücksichtigen, dass diese Erziehungsform durch die Zeit des Dritten Reiches verstärkt worden ist. Das ändert nichts an dem Leiden der Kinder, das diese in ihr späteres Leben begleitet hat, im Gegenteil!

Zur Gründung der Karlshöhe wurde formuliert: Die Förderung des einzelnen Kindes im Geiste der christlichen Liebe ist Zweck der hiesigen Anstalt. Das klingt auch heute pädagogisch hochmodern und hochaktuell. Tatsächlich war aber die Gruppe, der Tagesablauf, das Funktionieren wichtig. Was lief schief?

Grau: Zunächst: dieser Anspruch ist bis heute aktuell. Was schief lief, das können Sie an jedem Lehrer sehen, damals und heute. Wenn eine Krisensituation entsteht, in der du dich überfordert fühlst, dann ist der Mensch versucht, seine verbale oder körperliche Überlegenheit auszuspielen. Und die Erzieher damals waren durch zu große Gruppen, durch mangelnde pädagogische Ausbildung, durch schwierige, durch traumatisierte Kinder und Jugendliche einer Situation ausgesetzt, in der sie tendenziell überfordert waren.

» Dem Thema Missbrauch stellen wir uns offen und gehen die Aufklärung von Missbrauchsfällen aktiv an. Wir können Missbrauch am besten dadurch entgegenwirken, wenn wir präventiv tätig sind.«

Oberkirchenrätin Margit Rupp



Ein Wort zur Christlichkeit: Interessant für uns war, dass die christliche Prägung der Karlshöhe von den Heimkindern als ambivalent erlebt wurde. Zum einen war die Christlichkeit Teil des Gesamtsystems. Zum anderen erinnerten sich ehemalige Kinder an beglückende Augenblicke in der Kirche, an liebevolle biblische Geschichten, an das

Singen von befreienden Spirituals. Die Geschichte von der Kindersegnung Jesu gewann für diese Kinder eine ganz aktuelle und nahe Bedeutung.

Conzelmann: 18 Kinder im Alter zwischen 15 und 17 Jahren waren von zwei Erziehern zu versorgen – da wären sie heute auch überfordert. Die Erzieher waren ja zum Teil selbst erst 19 oder 20 Jahre alt. Das war eine schwierige Situation in diesem gesellschaftlichen Klima. Die reformpädagogischen Ansätze der 20er- und 30er-Jahre waren völlig untergegangen. Und nach dem Dritten Reich hat sich zwar die äußere Staatsform geändert, aber die innere Haltung bei vielen staatlichen Stellen, die ist oft geblieben. Wer saß denn in den Amtsstuben? Wer hat gesagt: ab ins Heim? ► *Fortsetzung S. 38*

Erinnerungen eines ehemaligen Erziehers

Werner Hertler war 19, als er im März 1963 auf die Karlshöhe kam, um seine Ausbildung zum Diakon zu beginnen. Der Sohn einer Strickerin und eines Landwirts schloss nach der Schule zuerst eine Ausbildung als Maschinenschlosser ab und arbeitete zwei Jahre in diesem Beruf. Dann folgte die Ausbildung zum Diakon auf der Karlshöhe.

► Zur Vorbereitung war er ein Jahr in den Alsterdorfer Anstalten in Hamburg, einem Kinderheim für geistig behinderte und lernbehinderte Kinder, tätig. „Nun Bruder Hertler, Sie gehen zu Fräulein Maag, der Erzieherin im Oberen Haus, Sie haben ja schon Erfahrung mit der Erziehungsarbeit!“, mit diesen Worten begrüßte ihn damals der Karlshöher Direktor Theodor Lorch. Die verantwortungsvolle Aufgabe des Hilfserziehers im Kinderheim habe er als einen Vertrauensbeweis des Direktors erlebt, der er sich mit ganzer Kraft gestellt habe, sagt Hertler.

Im „Oberen Haus“ war der Schlafraum unterteilt, immer vier Buben in einem Bereich. „Die räumliche Ausstattung auf der Karlshöhe empfand ich deutlich besser als die im Kinderheim in Hamburg, wo es nur einen Schlafsaal für 20 Buben, Bett neben Bett, gab und für die Bettnässer nur Spreusäcke statt Matratzen.“ Auf der Karlshöhe hatte Hertler sein Zimmer gleich neben dem der Buben: ein Bett, ein Klapptisch, eine Ablage, der Schrank im Flur.

Schnell merkte Werner Hertler, dass der **geregelt Tagesablauf** am wichtigsten war. Hinterfragt habe er, damals 19 Jahre, das nicht. Den Plan hatte ja eine Erzieherin aufgestellt, die schon zehn Jahre im Dienst war: morgens

wecken, waschen, Hausdienste machen, Frühstück, Andachtsbesuch, Schule sowohl für die Kinder als auch für die Diakone in Ausbildung. Dann gemeinsames Mittagessen im Speisesaal, Mittagspause. Zwei- bis dreimal wöchentlich Arbeitseinsatz in der Landwirtschaft. In guter Erinnerung hat Diakon Hertler die Nachmittage, da gab es Marmeladenbrote mit Tee oder Kakao, und nach den Hausaufgaben wurden Tischtennis, Brettspiele oder Fußball gespielt. „Nach dem Abendessen war Andacht und nach dem Zähneputzen und Waschen wurde vielleicht eine Geschichte vorgelesen, den Tagesabschluss bildete ein Abendgebet oder ein Lied. „Ich hatte damals den Eindruck, hier wird viel mit den Kindern unternommen, den Kindern geht es gut und ich kann mithelfen“, sagt Hertler.

Als Hauptideher im Unteren Haus übernahm Hertler, zusammen mit einem Hilfserzieher, eine Gruppe von 18 Jungen im Alter zwischen von 12 und 16 Jahren. „Ich hatte Mühe, meine Ordnungsvorstellungen, die ich im Oberen Haus gelernt hatte, durchzusetzen. Der regelmäßige Wechsel des Hauptideher machte sich hier deutlich. Wir Diakone in Ausbildung haben unsere Praxis mit unserem Hintergrund der eigenen Jugendarbeit gemacht. Bei mir waren

es die Christlichen Pfadfinder.“ In kritischen Situationen habe er auch zugeschlagen. „Doch Schläge als regelmäßige Züchtigung waren nicht die Regel“, sagt Hertler rückblickend.

Dass er als Erzieher Fehler gemacht habe, gestehe er sich zu, auch als Vater von drei Kindern. Bei der Aufarbeitung des Themas Gewalt im Projekt wurde ihm dann erstmals verständlich, in welcher Situation die Kinder waren. „Das einzelne Kind mit seiner **Persönlichkeit war nicht im Blick**, die Gruppe stand im Vordergrund. Emotionale Einsamkeit, Alleinsein mit seinem Leid, das Fehlen von tragenden Beziehungen, besonders im Unteren Haus, wo die Erzieher häufig wechselten“, sagt Diakon Hertler, habe er heute verstanden. Die Trennung von der Herkunftsfamilie, auch im Heim, das sei sicher sehr schmerzhaft für viele Kinder gewesen. Heute bedauert Werner Hertler ausdrücklich, dass wichtige Erkenntnisse der Psychologie und Pädagogik zwar gelehrt wurden, aber auf die Arbeit im Kinderheim keinen Einfluss hatten. „Ich wünsche mir sehr, dass ich auf Verfehlungen in meiner Arbeit gegen Buben, die ich benachteiligt oder verletzt habe, angesprochen werde.“

Susanne Siebel

Grau: Wir reden von einer Verantwortungskette. Die beschreibt, dass verschiedene Instanzen zur Förderung, aber auch zur Traumatisierung der Kinder beitrugen: Dazu zählen die Herkunftsfamilie, die staatlichen Stellen, die Einrichtungsleitungen. Dazu zählt auch die Gesellschaft als ganze, die diese Kinder nicht haben wollte und sie zu einem Tagessatz von 5,16 Mark ins Heim abgeschoben hat. Die finanzielle und personelle Ausstattung in den Heimen war schlecht. Die Jugendämter waren froh, wenn sie nichts gehört haben. Es war eine Kette, in der wir als Karlshöhe ein Teil sind. Uns ist es wichtig, dass wir zu dieser Teilverantwortung sehr deutlich stehen.

Ihre Erfahrungen haben Heimkinder und Erzieher in einer Projektgruppe aufgearbeitet. Wie wird die Karlshöhe von damals gesehen?

Conzelmann: Ohne beschönigen zu wollen: Die Karlshöhe war kein Platz, wo Menschen einfach wild um sich geschlagen haben. Meine Erfahrungen aus der Arbeitsgruppe und dem Lesen der Akten haben mir gezeigt, dass die Karlshöhe im Vergleich zu anderen staatlichen oder kirchlichen Heimen eine gemäßigte Einrichtung war. Die Kinder wurden nicht zu tagelangen Arbeitseinsätzen herangezogen wie anderswo, wo Kinder bis zu acht Stunden Torf stechen mussten, um das Heim zu finanzieren. Es gab keine Abstellkammer, in die Kinder für lange Zeit eingesperrt wurden. Das alles gab es nicht.

Was haben Ihnen die Ehemaligen berichtet?

Conzelmann: Es gab Kinder, die sich beklagten, und es gab solche Kinder, die es hier sehr wohltuend empfanden. Ein ehemaliges Heimkind schrieb zum Beispiel: „Die Sommerfreizeiten waren der Megahammer. Dann die Schiffsausfahrten auf dem Neckar, mit der Hedwig zum Kirschenessen, das war wunderschön. Unvergesslich und schön die Oster- und Weihnachtszeit. Es fehlte mir an nichts, ich war behütet, umsorgt, ich war glücklich.“ Das waren Stimmen, die immer wieder aufgetaucht sind. Ebenso die Erfahrungen verzweifelter Erzieher, die sagten: „So wie hier mit Kindern umgegangen wird, das kann ich nicht verantworten.“ Und es gab Erzieher, die sagten: „Hier geht es den Kindern sehr gut und ich mache diese Arbeit hier sehr gerne.“ Wichtig ist mir, dass man jede einzelne Erfahrung sehr ernst nimmt, insbesondere die schlimmen Erfahrungen, weil diese sich in das Lebensgedächtnis der Menschen besonders richtungsweisend eingepägt haben.

Die Arbeit der Projektgruppe ist beendet. Was hat die Aufarbeitung bewirkt?

Grau: In der Pädagogik der 50er- und 60er-Jahre galten andere Rechtsmaßstäbe. Schläge waren kein Unrecht, heute sind sie es – ganz klar. Wir haben gemerkt, wir können dieses Leid und dieses Unrecht, das den Kindern damals auch zugefügt wurde, nicht ungeschehen machen. Aber wir erkennen, dass es eine ganz entscheidende und lohnende Aufgabe ist, dieses gemeinsam aufzuarbeiten. Und es ist wichtig, die ehemaligen Heimkinder ernst zu nehmen, auch wenn es verschiedene Sichtweisen von bestimmten Vorgängen gibt. Erzieher haben gesagt, daran erinnere ich mich gar nicht, das hab ich doch gar nicht gemacht. Da gilt es,

anzuerkennen: Das Kind hatte es so empfunden. Das ehemalige Kind soll auch merken, der Erzieher wollte das vielleicht gar nicht so. Das war unser Grundansatz und Grundanliegen. Anerkennen, zuhören. Nicht sagen: das war doch ganz anders. Auch von Kindern aus anderen Einrichtungen haben wir Briefe bekommen, die schrieben: Das Wichtigste für uns ist, dass wir heute ernst genommen werden. Besonders wichtig ist uns auch, dass wir heute sehr sensibel dafür bleiben, wie mit Kindern umgegangen wird, und wir uns immer wieder selbst hinterfragen und von anderen hinterfragen lassen. Außerdem wollen wir nicht aufhören, darauf hinzuweisen, dass uns Kinder etwas wert sein müssen und eine gelingende Erziehung nicht am mangelnden Geld scheitern darf – sie sind eine wirklich sinnvolle Investition in die Zukunft! ■

Die Karlshöhe Ludwigsburg

Die Stiftung Karlshöhe steht heute für diakonisch-innovative Angebote und gelebte christliche Nächstenliebe für Menschen mit körperlichen und geistigen Behinderungen, alte Menschen, Kinder und Jugendliche, Menschen mit besonderen sozialen Problemen und psychischen Erkrankungen in der Region Ludwigsburg.

Die Karlshöhe wurde 1876 von evangelischen Christen als „Brüder- und Kinderanstalt“ gegründet. Die Kinder – das waren Jungen und Mädchen ohne Zuhause aus Ludwigsburg und der Umgebung. Die Brüder (später Diakone) – waren die christlichen Pädagogen, die den Kindern das verloren gegangene Zuhause ersetzen sollten. Vorbild für die Gründung war das von Johann Hinrich Wichern in Hamburg geschaffene „Rauhe Haus“. Nach dem Konzept des Theologen wurden vernachlässigte und verwaiste Kinder im Gegensatz zu den üblichen Standards in kleineren, familienähnlichen Gruppen untergebracht. „Brüder“, später „Diakone“ genannt, übernahmen ihre Betreuung und wurden dazu vor Ort pädagogisch und theologisch ausgebildet. So wurde es dann auch auf der Karlshöhe praktiziert: Während Kinder zuvor im Ludwigsburger Mathildenstift in riesigen Schlafsälen untergebracht waren, konnten die Jungen und Mädchen in den neu gebauten Häusern auf der Karlshöhe in Gruppen von „nur“ noch 20 Kindern wohnen. Gleichzeitig stand mehr pädagogisches Personal zur Verfügung. Dem Zeitgeist entsprechend waren Kinder wie auch Diakone über die nächsten Jahrzehnte dazu verpflichtet, in der Hauswirtschaft, auf den Feldern und bei den technischen Diensten mitzuarbeiten.

Wissenschaftliche Arbeiten

„Zur Situation der Heimerziehung in der Anstalt Karlshöhe Ludwigsburg in den 1950er und 1960er Jahren“ ist Titel der Diplomarbeit von Diakon Frank Schröppel, betreut vom Diakoniewissenschaftlichen Institut Heidelberg. Schröppel schreibt in seinem Fazit, ein autokratischer Erziehungsstil sei bis Ende 1960 bestimmend für den Alltag im Kinderheim gewesen: „Die Erinnerungen der ehemaligen Heimkinder zeugen von unterschiedlichen Gewalterfahrungen, doch die Situationen, die zu Belastungen in der Lebensgeschichte der Heimkinder wurden, sind vor allem solche, in denen dem Individuum keine Wertschätzung entgegengebracht wurde oder in denen einem Kind deutlich wurde, dass ihm keine Vertrauensperson zur Verfügung stand.“ Eine weitere Diplomarbeit wurde im Juni 2008 von Manuel Metzger an der Evangelischen Hochschule Ludwigsburg unter dem Titel „Heimerziehung in den 1960er-Jahren – Unter Berücksichtigung persönlicher Erfahrungen ehemaliger BewohnerInnen einer Jugendhilfeeinrichtung in Süddeutschland“ vorgelegt.

„Ich fühlte mich mutterseelenallein“

Wie für viele ehemalige Heimkinder mussten auch für Adelheid Schweigert erst Jahrzehnte vergehen, um die Vergangenheit wieder an sich heranzulassen, sich ihr zu stellen.

► „Ich habe mich mutterseelenallein gefühlt. Ich brauchte eine Bezugsperson und die hatte ich dort nicht. Ich kann mich auch nicht an so viele Gespräche mit der Erzieherin erinnern“, sagt Adelheid Schweigert. Für die heute 57-Jährige war die **emotionale Kälte** am schlimmsten. Ihre Mutter hat sie 1962 am zweiten Ferientag im Sommer auf der Karlshöhe „abgegeben“. Da war Schweigert neun Jahre: „Ich wollte nicht dortbleiben und habe meine Mutter gefragt: ‚Für wie lange wird das sein?‘ ‚Ein Jahr‘, hat sie gesagt. Dann wurden es über sieben Jahre.“ Bis sie fast 17 war, musste Schweigert im Kinderheim bleiben. Die Zeit vor dem Heim lebte sie glücklich bei ihren Großeltern im Rheinland. Der Großvater war kriegsversehrt, die Großmutter herzkrank. So kam die kleine Adelheid zu ihren Eltern nach Kornwestheim. Dass ihre Mutter sie ins Heim brachte, war für sie ein „totaler Schock“.

Warum sie als Kind ins Heim kam, hat Schweigert nie erfahren: „Darüber habe ich immer gerätselt. Bei mir kam die Botschaft so an: Du bist nicht gewollt.“ Später kam auch noch ihr kleiner Bruder ins Heim. Doch viel Kontakt wurde den Geschwistern nicht zugestanden. So hat sie Jesus zu ihrer Bezugsperson gemacht. In den Sommerferien durfte Schweigert immer wieder zu den Großeltern ins Rheinland. Dort traf sie sich mit alten Freunden, behielt so einen Blick von außen. „So habe ich mich von Jahr zu Jahr gehalten und wusste, ich komme dort wieder raus.“

Das Leben im Heim war – trotz den vielen Ausflügen – sehr isoliert. Die Heimkinder hatten – auch weil sie in einer eigenen Heimschule unterrichtet wurden – **kaum Kontakte** zu anderen außerhalb des Heimes. Da hatte Schweigert wieder Glück: „Ich hatte das Privileg, die Mittelschule in Ludwigsburg besuchen zu

dürfen.“ Ihre Lehrerin in der Heimschule habe sie sehr gefördert, ihr Nachhilfestunden gegeben und sie so fit für die Aufnahmeprüfung gemacht.

Die vielen Kinder im Heim empfand sie dagegen als bedrohlich. „Ich fand es schrecklich. Ich habe nicht gern gespielt. Dieses Gemeinschaftsspielen-müssen war für mich ein Graus.“

Was ihr auch in Erinnerung blieb: Sie durfte ihrem schwerkranken Vater nicht täglich schreiben. „Einmal in der Woche reicht“, sei einfach bestimmt worden. Jede Form von **Individualität wurde nicht zugelassen**: „Da war eine Gruppe, dort musste man reinpassen, wenn man das nicht tat, hatte man Pech gehabt“, sagt Schweigert. Körperliche Gewalt hat Schweigert in ihrer Zeit im Heim nicht erfahren. Als Organisatorin der jährlichen Ehemaligentreffen und Mitglied der Projektgruppe kennt sie dies aber aus den Schilderungen ihrer „Mitgeschwister“. Sie selbst hat neben dem Gefühl des Verlassenseins auch viele gute Erinnerungen, zum Beispiel an eine ihrer Erzieherinnen: „Ich verstehe, dass die Erzieher wenig Zeit für uns hatten. Wir hatten aber eine Erzieherin, die wirklich viel für uns getan hat. Sie war 24 Stunden für uns da, sie hat auch im Haus geschlafen und versucht, uns eine Familie zu schaffen. Zum Beispiel hat sie in ihrem Dorf auf der Schwäbischen Alb Familien gefunden, bei denen Heimkinder Ferien verbringen konnten.“

Mit fast 17 hat Schweigert „sich selbst entlassen“, hat dem Heimleiter vorgeschlagen, ihrer Mutter einen Brief zu schreiben, dass sie nach Hause solle. „Mal ausgehen, mal ins Kino gehen, sich hübsch machen, schminken, das war alles nicht möglich.“ Schweigert ist ihren Weg gegangen. Sie bekam einen Sohn, ist seit 34 Jahren verheiratet und hat lange als Schallplattenverkäuferin gearbeitet. Sie ist seit vielen Jahren Ansprechpartnerin der ehemaligen Heimkinder, Organisatorin des jährlichen Ehemaligentreffens und war Mitglied der Projektgruppe. Was sie und andere Heimkinder heute bewegt, ist auch die Frage, wie es einmal im Alter werden wird. „Die Vorstellung, in ein Alten- oder Pflegeheim zu müssen, ist schwer. Wir Heimkinder würden uns wieder so ausgeliefert fühlen“, sagt sie.

Susanne Siebel



Die Gruppe stand im Vordergrund der Heimerziehung.

» Karlshöher Erklärung „Kinder haben Rechte“

Beim Karlshöher Diakonietag am 14. Februar 2009 gaben Vorstand und Leitung Jugendhilfe der Karlshöhe folgende Stellungnahme ab (vorgetragen vom Sprecher des Vorstandes der Stiftung Karlshöhe, Pfarrer Frieder Grau):

Vom Geist der Liebe soll im Rettungsdorf alles zeugen, was dem Kind entgegenkommt... Die individuelle Entwicklung des Einzelnen ist die Hauptsache.“ Unter diesem evangelisch-pädagogischen Anspruch Wicherns gründete die Karlshöhe Ludwigsburg 1876 ihr Kinderheim. Bis heute sind wir diesem Geist christlicher Nächstenliebe und pädagogischer Förderung verpflichtet.

Wir sind betroffen, dass in den 50er- und 60er-Jahren Kinder und Jugendliche im Karlshöher Kinderheim auch leidvolle Erfahrungen machen mussten, zumal viele aus schwierigen Verhältnissen mit großen Hoffnungen gekommen waren. Die damalige Pädagogik sah in körperlicher Arbeit, Züchtigung und Liebesentzug erlaubte und wirkungsvolle Erziehungsmittel. Die gesellschaftlichen und finanziellen Rahmenbedingungen hatten für Mitarbeitende und vor allem für Kinder schlimme Folgen, die uns aus heutiger Sicht gemeinsam mit Schrecken erfüllen.

Erzieher/-innen und Helfer/-innen stellten sich ihrer Aufgabe überwiegend mit großem persönlichem und zeitlichem Engagement. Kinder erfuhren dadurch viel Förderung und Bereicherung. Jetzt geht es darum, auch die negativen Erfahrungen anzuerkennen. Die Erzieher/-innen waren durch unzureichende Ausbildung, große Gruppen, häufigen Personalwechsel und mangelnde Unterstützung in ihren erzieherischen Möglichkeiten stark

begrenzt und in vielen Situationen überfordert. Die Kinder hatten Einsamkeit, Unverständnis, Nichtbeachtung, Bestrafung durch Liebesentzug, mangelnde Anerkennung, Schuldzuweisung und Erniedrigung zu erdulden. Manche sind bis heute belastet und leiden unter den Folgen.

Die Karlshöhe Ludwigsburg bittet ihre ehemaligen Heimkinder für erlittene, leidvolle Erfahrungen um Verzeihung. Wir bekennen, dass wir dem hohen Anspruch unserer christlichen Verpflichtung und dem Wohle und den Bedürfnissen der uns anvertrauten Kinder oft nicht gerecht geworden sind. Wir unterstützen die Betroffenen durch Vermittlung von therapeutischer und seelsorgerlicher Hilfe. Wir fördern weiterhin Kontakte, Begegnungen und Aktionen zur Selbsthilfe.

Wir begrüßen das Forschungsvorhaben des Diakonischen Werks der EKD und den „Runden Tisch“ der Bundesregierung, um die Geschichte der Heimerziehung aufzuarbeiten und um weitere mögliche Hilfen zu entwickeln.

Wir stehen heute und in Zukunft dafür ein, dass Kinder, die auf öffentliche Erziehung angewiesen sind, zu ihren Rechten im Sinne der UN-Kinderrechtskonvention kommen. Wir unternehmen alles uns Mögliche für individuelle Förderung und gelingende Entwicklung dieser Kinder. Wir beteiligen uns aktiv am politischen Diskurs zur Verbesserung der Rahmenbedingungen der Hilfen zur Erziehung.



[1]



[2]

[1]

Am 20. November 2009 besuchte eine Delegation des Runden Tisches Heimerziehung unter Leitung der früheren Bundestagspräsidentin Dr. Antje Vollmer die Karlshöhe Ludwigsburg.

[2]

Eine Gruppe ehemaliger Erzieher und Kinder bei der Führung am Tag der Begegnung am 28. September 2008 auf der Karlshöhe.

Landeskirche bietet Hilfe für Opfer

Opfer von sexuellem Missbrauch in der Landeskirche können sich an eine eigens dafür eingerichtete Kommission wenden. Kirchenrätin Veronika Bohnet, Theologische Assistentin des Landesbischofs, ist Ansprechpartnerin für die Opfer und Vorsitzende der „Kommission Missbrauch“.

► „Anfangs erhielt ich täglich bis zu zehn Anrufe. Viele meldeten sich, weil sie am Arbeitsplatz gemobbt werden oder sie gehörten zu einer nichtkirchlichen Organisation. In diesen Fällen konnten wir auch helfen und weitervermitteln“, schildert Veronika Bohnet die ersten Wochen im März, kurz nach der Gründung der „Kommission Missbrauch“. Es habe sie kein einziger Fall erreicht, der jemals von der Staatsanwaltschaft weiterverfolgt wurde. Dennoch: „Es gab sexuellen Missbrauch in der Landeskirche, aber es gab keine Vergewaltigungen“, sagt Veronika Bohnet. Die Fälle von sexueller Gewalt liegen zum größten Teil 30 bis 50 Jahre zurück. Strafrechtlich sind sie verjährt. Nicht aber für die Kirche. Veronika Bohnet: „Bei uns gibt es **keine Verjährung**. Bei glaubhaften Vorwürfen gegen bei der Kirche angestellte Personen eröffnen wir ein kirchliches Disziplinarverfahren.“

Dem Thema Missbrauch, sagt sie, werde in der Landeskirche nicht erst seit den aktuellen Medienberichten über Gewalt und Missbrauch begegnet: „Seit über zehn Jahren haben wir beispielsweise mit dem Büro für Chancengleichheit eine Anlaufstelle.“ Die Mitarbeitervertretung und die Direktorin des Oberkirchenrates, Margit Rupp, haben außerdem eine Dienstvereinbarung zum Schutz vor sexueller Belästigung am Arbeitsplatz abgeschlossen. Zentraler Bestandteil der Dienstverordnung ist, dass es eine Beschwerdestelle speziell für Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter im Oberkirchenrat gibt, die sich sexuell durch Kollegen oder Vorgesetzte belästigt fühlen.

„In den ersten Wochen nach der Kommissionsgründung haben wir uns wöchentlich getroffen, momentan treffen wir uns monatlich einmal, denn in der Zwischenzeit sind keine weiteren Fälle mehr

gemeldet worden“, sagt die Assistentin des Landesbischofs. Jetzt gehe es um die Frage: „**Wie helfen wir den Opfern?**“ Um sie kümmert sich etwa der Leiter der Psychologischen Beratungsstelle. Durch ihn werden vor Ort Traumapsychologen vermittelt. Zurückhaltend sei die Landeskirche bisher mit dem Thema Entschädigungen. „Wir werden auf landeskirchlicher Ebene abwarten, bis die EKD dazu eine Entscheidung gefällt hat“, sagt Veronika Bohnet. Ein weiteres Thema ist die Prävention. Dabei stimmt sich Württemberg mit den anderen Landeskirchen ab. So werden Bohnet und Ursula Kress Mitte November als Beauftragte der Landeskirche am „Runden Tisch“ der Evangelischen Kirche Deutschlands (EKD) teilnehmen.

Nähe und Distanz in Beziehungen ist Thema von professionellem Handeln. Es geht darum, dass dieses Thema Bestandteil der Aus- und Fortbildung wird und dass **professionelles Handeln** sich daran messen lassen muss. Ein gelungenes Beispiel für einen Verhaltenskodex, den sich eine kirchliche Organisation gegeben hat, ist die Broschüre „MenschensKinder, ihr seid stark“ des evangelischen Jugendwerks in Württemberg.

Susanne Siebel ■

► Die „**Kommission Missbrauch**“ der Landeskirche wurde Anfang 2010 angeregt. Erste Vorgespräche fanden im Februar statt, die konstituierende Sitzung war am 17. März. Der Kommission gehören an: Landesbischof Frank Otfried July, Direktorin Margit Rupp, die theologische Assistentin Veronika Bohnet, die Oberkirchenräte Werner Baur, Wolfgang Traub und Erwin Hartmann – mit ihnen sitzen die Dezernenten für Kirche und Bildung, Pfarrdienst und Dienst- und Arbeitsrecht am Tisch – sowie Ursula Kress, Beauftragte für Chancengleichheit, Reinhard Sellmann, Leiter der Landesstelle der Psychologischen Beratungsstellen, Ingrid Scholz, Ansprechpartnerin für Missbrauchsopfer beim Diakonischen Werk Württemberg, und Christian Tsalos, Pressesprecher der Landeskirche.